



Heimat und Fremde stehen in einer fruchtbaren Spannung zueinander.

BILD: SN/WHAT4EVER - STOCK.ADOBE.COM

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat haben“

Grenzen trennen und teilen, sie sind aber weder selbstverständlich noch natürlich. Was bedeutet das für den Begriff von Heimat in Einwanderungsgesellschaften?

HERMANN STRASSER

Das Bedürfnis nach Heimat, nach Übersichtlichkeit, kann durchaus legitime Formen haben. Übersichtlichkeit markiert auch die Grenzen der Gemeinschaft und damit den Unterschied zwischen Innen und Außen, Wir und den Anderen, Heimat und Fremde. Diese Markierung der Grenzen ist kein ungewöhnlicher Vorgang, denn jedes Kollektiv, vom Verein bis zum Nationalstaat, benötigt Kriterien, die diese Funktion übernehmen.

Grenzen trennen und teilen die reale Vielfalt. Da sie weder selbstverständlich noch natürlich sind, erfordern sie normative Bekräftigung und symbolische Verdeutlichung. Bei diesem Vorgang von Schließung und Inklusion ist es zweitrangig, ob Heimat als betont kleinräumiges Kollektiv verstanden wird, bei dem die Fremde schon jenseits des eigenen Dorfes beginnt, oder eine Gleichsetzung mit dem Nationalstaat erfährt. Die Definition von Heimat als Einheits- und Ausgrenzungskategorie ließ die Bestimmung von „verbindlichen“ Zuordnungsmerkmalen (z. B. Abstammung, Kultur und Sprache) als notwendig erscheinen.

In der Gegenwart – und das nicht nur in Deutschland und Österreich – drängt sich ein signifikanter Indikator zur Beantwortung folgender Frage auf: Wird Heimat noch immer als wirksames gesellschaftliches Ausschlussprinzip verstanden, um die Fiktion einer „geschlossenen Gesellschaft“ aufrechtzuerhalten, oder als pragmatische Utopie, um in der Zukunft menschenwürdige Verhältnisse zu schaffen und jedem die gleichberechtigte Mitgliedschaft in einem Gemeinwesen zu sichern?

Dass Heimat und Fremde nie nur Gegensätze waren, machte schon Theodor Fontane deutlich: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat haben.“ Also „Heimat öffnet“, wie der Schauspieler Klaus Maria Brandauer sagte. Insofern hat

auch Antoine de Saint-Exupéry recht, wenn er behauptet, dass er aus seiner Kindheit stamme wie aus einem Land. So wird die Heimat immer zur Rückschau in ein Zuhause, das wir uns nicht aussuchen konnten, und zum Hof des Gedächtnisses – eine Rückschau, die eine Zweit- oder Wahlheimat nicht ausschließt. Heimat ist nicht dasselbe wie die Sehnsucht nach Heimat.

Für den Heimatfilmer Edgar Reitz gibt es eine Heimat ohnehin nur rückblickend, die sich nicht selten in einem Gefühl des Verlusts äußere und „die Kindheit zur paradiesischen Freiheit, zur Geborgenheit“ verkläre. „Heimat ist immer etwas Retrospektives“, bekannte Reitz in einem Interview. Er spricht sogar von „unserem modernen Niemandsland“, denn „unsere Heimat ist jetzt die Zeit, nicht mehr der Ort“. Rudolf Burger bringt es auf

Rede von der kulturellen Identität ist zu statisch

den Punkt: „Heimat ist eine Verlustanzeige. Ein Gang zu den Müttern.“

Ein Heimatbegriff greift daher zu kurz, der ethnische Gruppierungen als dauerhafte Gebietsbewohner ausschließt, die einen unbegrenzten Aufenthaltsstatus haben, und ihnen in der fiktiven Gemeinschaft keinen Platz und keine Teilhaberechte einräumt. Das ist kein einseitiges Plädoyer für die multikulturelle Gesellschaft, sondern eine Anerkennung der gesellschaftlichen Realitäten. Ob in Deutschland, Österreich oder anderen Staaten der Europäischen Union, wir leben alleamt in multiethnischen, multireligiösen und multikulturellen Gesellschaften, in einer Welt im Wandel.

Die multikulturelle Gesellschaft ist eine Konfliktgesellschaft. Zauberverformeln und Königswege zur Lösung dieses Konfliktpotenzials kann und wird es nicht geben. Schon gar nicht werden das die Zauberverformeln der Gegenseite schaf-

fen, z. B. die der Rechtspopulisten in der FPÖ, die die Nächstenliebe gegen die Fernstenliebe ausspielen.

Allein die Anerkennung der migrationsbedingten Veränderungen und die nötige Anpassung der Institutionen an die Herausforderungen einer Einwanderungsgesellschaft ermöglichen eine zukunftsorientierte Auseinandersetzung mit den sich ergebenden Konflikten. Demnach sind folgende Prämissen für die Gestaltung einer politischen Kultur, die eine aktive Beheimatung der Subjekte ermöglicht, erkennbar: Erstens eine Verfassung, die jedem Staatsbürger und damit auch Minderheiten gleiche Partizipationsrechte ohne Ansehung ihrer heterogenen Besonderheiten einräumt. Grundlegend ist dabei, zweitens, dass von Einwanderern die Bevölkerung erwartet werden muss, sich auf die politische Kultur und das soziale Regelwerk ihrer neuen Heimat einzulassen, ohne die kulturelle Lebensform ihrer Herkunft aufzugeben zu müssen.

Zu Recht sprach der Philologe Georg Pfligersdorffer schon in den 1960er-Jahren von der „Bildung als Beheimatung des Menschen“. Der Begriff Heimat, den es nicht in jeder Sprache gibt, erlaubt uns und den Anderen, die bei uns leben, aus der Fremde Erinnerungen zu schöpfen, ohne die fremden Klänge, Farben und Düfte sofort mit der alten Heimat zu vergleichen und diese Fremde zur Heimat werden zu lassen.

Drittens setzt eine politische Kultur der offenen Gesellschaft eine bewusste Abkehr von statischer Politik und Kultur voraus, etwa von der dauerhaften Rede von der kulturellen Identität, sei es die Leitkultur, die kollektive oder nationale Identität. Deren Inhalt unterliegt in einer digitalen, globalen und sich beschleunigenden Gesellschaft, in der man sich immer öfter neuen Situationen anpassen muss, ohnehin einem ständigen Wandel. Das heißt, dass sich eine Kultur nur im dauernden Werden experimentell entwi-

ckelt, auch in der Auseinandersetzung mit dem „Fremden“. Die gleichberechtigte Koexistenz der Lebensformen verlangt die gegenseitige Anerkennung der verschiedenen kulturellen Mitgliedschaften. Für Manfred Prisching gehört dazu das „nahe Fremde“, denn: „Erst in der Auseinandersetzung mit dem Fremden, dem Unbekannten, werden wir erwachsen.“

Eine tragfähige Grundlage für einen Begriff von Heimat darf sich daher nicht in substanziell-statischen Überlieferungen von Heimat erschöpfen. Eine oder besser gesagt „die“ Heimat im Sinne eines kollektiven Identifikationsangebots gibt es nicht. Sie muss in demokratischen Verfahren und im öffentlichen Diskurs unter den Bedingungen eines Wertpluralismus immer neu verhandelt werden, so sehr man sich mit der einen oder anderen Lebensweise auch identifiziert.

An der gesellschaftlichen Verhandlung über Heimat, die die Praxis der Beheimatung ins Zentrum stellt, nehmen in einer Einwanderungsgesellschaft auch ethnische Minderheiten als selbstbewusste und verantwortungsvolle Individuen teil. Erst in einer „realen Demokratie“ – darauf wies schon Ernst Bloch in seiner Schlusspassage in „Das Prinzip Hoffnung“ hin – „entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat“.

Der Begriff Heimat ist aber im Bloch'schen Sinne nicht utopisch, also kein Unort in der Zukunft, sondern etwas, das unabhängig von Land oder Region existiert. Heimat in diesem Sinne hat damit zu tun, woher man kommt, wovon man ausgeht, was einem vertraut ist und Nähe vermittelt.

Hermann Strasser ist aufgewachsen in Altenmarkt im Pongau, war von 1977 bis 2007 Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen, hat u. a. in den USA studiert und war dort auch als Gastprofessor tätig.

Wie der Mann im Turiner Grabtuch aussah

Italienischer Künstler schuf dreidimensionale Rekonstruktion.

ROM. Anhand des berühmten Turiner Grabtuchs hat der italienische Künstler Sergio Rodella eine dreidimensionale Rekonstruktion des darin eingewickelten Körpers geschaffen. Der Bildhauer nutzte dabei die von Wissenschaftlern erhobenen Daten zu dem Tuch und rekonstruierte mittels einer Gipsstatue Außen und Haltung des Leichnams.

Demnach war der 1,80 Meter große, schlank und muskulös gebaute Mann mit angehobenem Kopf, leicht verdrehtem Oberkörper und angewinkelten Beinen in das Tuch gewickelt worden. Diese Haltung entspricht genau der eines am Kreuz Gestorbenen in Totenstarre, sagten dazu Mediziner der Universität Padua. Weil die Schultergelenke des Mannes ausgekugelt gewesen seien, habe man seine Hände über dem Schambein zusammenlegen können, ohne sie zusammenzubinden. Das Grabtuch von Turin wird von Gläubigen als das Leinentuch verehrt, in dem Jesus nach der Kreuzigung beigesetzt worden sei. Seit Jahrzehnten streiten Wissenschaftler über die Echtheit.

SN, KAP

Überwachung dringt in die Kirchen vor

PEKING. Der chinesische Kardinal Joseph Zen Ze-kiun hat das kommunistische Regime in Peking kritisiert. Mit dem neuen Religionsgesetz seit 1. Februar werde der Staat den Zugriff auf die Kirchen und Religionsgemeinschaften verstärken, sagte der frühere Bischof von Hongkong. Sogar in den Kirchen würden Überwachungskameras angebracht. „Nennen Sie das Religionsfreiheit?“, fragte Zen. Schockierend und unfassbar seien die jüngste Nachricht eines Verkaufsverbots für Bibeln und die offenbar geplante Einführung regierungsfreundlicher chinesischer Bibelübersetzungen.

Medienberichten zufolge veröffentlichte die chinesische Religionsbehörde kurz vor dem Verkaufsverbot einen Fünfjahresplan zur Förderung eines „chinesischen Christentums in China“. Zentrales Ziel sei die Förderung eines „Christentums und einer Theologie nach chinesischem Stil“. Chinesische Online-Buchhändler haben seit Ende März die Bibel nicht mehr in ihren Katalogen gelistet.

SN, KAP

Konservative über Kirche besorgt

ROM. Papstkritische Kardinäle und konservative Katholiken haben bei einer Tagung in Rom Sorge über den Kurs der Kirche bekundet. Teilnehmer der Veranstaltung „Katholische Kirche, wohin gehst du?“ waren u. a. die Kardinäle Raymond Leo Burke und Walter Brandmüller. SN, KAP